Das Jüdische Echo

Erscheinungszeit: Jeden Freitag. Bezug: Durch die Postanstalten oder den Verlag. — Bezugspreis: Jährlich: RM. 8.—, halbjährlich: RM. 4.—, vierteljährlich: RM. 2.—. Einzelnummer 20 Pf. / Verlag, Auslieferung des „Jüdischen Echos“: München, Herzog-Max-Straße Nr. 4.

Inhalt:

Anzeigen: Die viergespaltene Millimeter-Zeile: 30 Pfennig / Familien-Anzeigen Ermäßigung / Anzeigen-Annahme: Verlag des „Jüdischen Echos“, München, Herzog-Max-Straße 4 / Tel. 93099 Postscheck-Konto: München 3987.

Nr. 44 | **München, 4. November 1927** | **14. Jahrgang**

1927 Wochenkalender 5688

	November	Marcheschw.	Bemerkungen
Sonntag	6	11	
Montag	7	12	
Dienstag	8	13	
Mittwoch	9	14	
Donnerstag	10	15	
Freitag	11	16	
Samstag	12	17	וירא מברכין בה״ב

Das Jüdische Echo

Nummer 44 4. November 14. Jahrgang

Aufruf zum zehnten Jahrestag der Balfour-Deklaration

Der 2. November 1917 ist einer der großen Gedenktage der jüdischen Geschichte.

Er ist der Tag jener berühmten Deklaration des damaligen englischen Außenministers James Arthur Balfour, worin erklärt wird

„daß die britische Regierung die Schaffung einer nationalen Heimstätte in Palästina für das jüdische Volk mit Wohlwollen betrachtet und alle Anstrengungen machen wird, um die Erreichung dieses Zieles zu erleichtern".

Balfours Name unter dieser Deklaration ist nicht nur ein Symbol für die Erfüllung unserer Hoffnungen. Balfour selbst kein zufälliger Vollstrecker unserer historischen Ansprüche: seitdem die Deklaration seinen Namen trägt, ist Lord Balfour zum eifrigsten Interpreten und Verteidiger unserer Sache geworden, in der er nach seinen eigenen Worten „die Wiedergutmachung eines 2000jährigen Unrechts" erblickt.

Daß Lord Balfour mit innerer Anteilnahme das große Werk des Palästina-Aufbaus verfolgt, hat seine Beteiligung an der Eröffnung der hebräischen Universität in Jerusalem bewiesen, die er als „einen der großen Merksteine der zukünftigen Laufbahn des jüdischen Volkes" bezeichnet.

Das Direktorium des Keren Kajemeth Lejisrael ist der Ansicht, daß die 10jährige Wiederkehr des Tages der Balfour-Deklaration uns ein willkommener Anlaß sein sollte, dem Schöpfer der Deklaration die höchste Ehrung, über die das jüdische Volk verfügt,

die Eintragung in das Goldene Buch des Keren Kajemeth,

zu erweisen. Das ganze nationalbewußte Judentum der Welt soll sich an dieser Eintragung beteiligen, an dieser Kundgebung besonderer und seltener Art, von der sich kein Zionist ausschließen wird.

Lord Balfour wird mit besonderer Genugtuung zur Kenntnis nehmen, daß die ihm zugedachte Ehrung zugleich eine unmittelbare Förderung unserer nationalen Heimstätte bedeutet.

* *
*

Wir fordern alle zionistischen Ortsgruppen auf, die von der Zionistischen Vereinigung für Deutschland vorgeschlagenen Balfour-Feiern durchzuführen und auf das Sorgfältigste vorzubereiten.

Wir bitten die Ortsgruppen für die Aufbringung eines möglichst hohen Eintragungsbetrages zu sorgen.

Wir hoffen, daß es gelingen wird, eine Summe aufzubringen, die das Recht dazu gibt, Lord Balfour eine Urkunde über die Eintragung seines Namens in das Goldene Buch durch die deutschen Zionisten überreichen zu lassen.

Keren Kajemeth Lejisrael
Wollsteiner Schwarz Glaser

Wandel des Liberalismus

Vortrag von Rabbiner Dr. Elk (Stettin)

Man muß beim jüdischen Liberalismus, wie bei jeder geschichtlichen Bewegung, zwischen der zugrundeliegenden Idee und ihrer historischen, mehr oder minder geglückten Verwirklichung unterscheiden. Welches ist die Idee des jüdischen Liberalismus? Die geschichtliche Betrachtung gibt die Antwort darauf: Nachdem die Neuzeit die religiöse Kultureinheit gesprengt hat, Religion zu einer Kulturäußerung neben vielen andern geworden ist, muß das Verhältnis der Religion zu Leben und Kultur neu bestimmt werden. Der Liberalismus soll die Frage beantworten: Welche Stellung kann die Religion, nachdem ihr der Offenbarungscharakter genommen ist, im modernen Denken und im modernen Leben einnehmen?

Für das Judentum ist das Problem ein besonders schweres: Religion wird nicht nur aus der Einheit des Kulturzusammenhanges losgelöst, sondern diese eigene jüdische Kultur, Recht, Sitte, Wirtschaft usw. wird selbst verneint; die jüdische Religion soll in Verbindung und Beziehung mit ihr ganz fremden Kulturäußerungen gebracht werden. Kommen noch die Probleme der politischen und sozialen Emanzipation hinzu, welche die religiöse Frage allzuoft hinter rein politische Betrachtungen zurückdrängten.

An Stelle des Offenbarungsgedankens war der Gedanke der historischen Entwicklung getreten. Dieses Gesetz klärte die Vergangenheit, es sollte den Weg der Gegenwart und der Zukunft weisen. Aber welches war das Ziel dieser Entwicklung, in welcher Weise sollte man sie leiten und beeinflussen? Der Rationalismus des ausgehenden 18. Jahrhunderts wirkt nach; der alte Liberalismus sah in dem Hervortreten des Allgemeinen, allen Zugänglichen und allen Begreiflichen, im Zurücktreten des Spezifischen den Sinn der Entwicklung und versucht die Religion dementsprechend umzugestalten. Aus demselben Motiv verneinte er die nationalen Elemente der Religion, ihre Verbindung mit den besonderen Lebensbedingungen und Lebenserwartungen des jüdischen Volkes. Dazu trug bei der enge Standpunkt des alten Liberalismus, der das jüdische Problem nur von einer sehr schmalen westeuropäisch-bürgerlichen Warte aus sah. Letztlich aber war dieser ganze Entnationalisierungsprozeß die Folge davon, daß die jüdische Religion notgedrungen aus dem natürlichen Zusammenhang eines alles umfassenden jüdischen Lebens herausgerissen war. —

Die Folge war, daß diese Lösung des liberalen Problems zu einem vollständigen Mißerfolg führte.

Der Rationalismus führt zur religiösen Verflachung; gerade den religiösen Geistern kann der Liberalismus wenig geben; die Entnationalisierung führt zum Ersterben jüdischen Lebens- und Zukunftswillens. Die Loslösung aus einer eigenen Lebenssphäre und die Anpassung an die westeuropäisch-christliche führt zu einer völligen Einflußlosigkeit in allen Fragen des öffentlichen und privaten Lebens. Das politische Element dringt vor, der jüdische Liberalismus wird zum Deckmantel areligiöser Bestrebungen, so daß er heute oft mit ihnen geradezu in eins gesetzt wird.

Trotzdem hat der alte Liberalismus bedeutsame Leistungen oder wenigstens Ansätze dazu aufzuweisen, die nur wegen seiner verkehrten Grundeinstellung sich nicht auswirken konnten. Wenn wir heute aufs neue das ursprüngliche liberale Problem lösen wollen, dürfen wir an diesen positiven Werten nicht vorübergehen. Indem der alte Liberalismus den historischen Entwicklungsgedanken auf das Judentum anwandte, hat er erst den Weg zu einer normalen und natürlichen Entwicklung freigemacht. Er hat die Wissenschaft des Judentums ermöglicht, durch die wir uns selbst erst kennenlernten. Wenn er auch die Rationalisierung der Religion zu weit führte, so hat er doch mit aller Kraft auf die allgemeinen und universalen Gedanken des Judentums hingewiesen und viel Schutt der Jahrhunderte beseitigt. In der Loslösung der Religion aus der alten religiösen Kultureinheit liegt der Ansatz zur Scheidung zwischen rein religiösen und rein weltlichen jüdischen Kulturwerten. Nur hätte mit der Erneuerung der Religion gemeinsam die Erneuerung des gesamten jüdischen Lebens vor sich gehen müssen, ein Problem, das damals noch nicht erkannt, geschweige denn zu lösen war. — Der Liberalismus hat uns Juden die Einung von Glauben und Wissen gebracht, er hat das Recht der individuellen Religiosität hervorgehoben, er hat die Frau, und damit eine ungeheure Quelle jüdischer Energie in das religiöse Leben eingeführt.

Höher vielleicht noch sind seine unbewußten Leistungen zu werten, seine Inkonsequenz nämlich, die aus seinem unbewußten Willen zu einem mehr als liberalen Judentum floß. Der Liberalismus hat immer die Einheit des Judentums betont und gefordert, obwohl von einer religiösen Einheit nicht mehr die Rede sein konnte; er hat sich selbst in einer Weise an die Vergangenheit gebunden, die eine prinzipielle, in die Tiefe gehende Reform unmöglich machte. Der Liberalismus wurde das jüdische Reservoir des orthodoxen Kleinstädters und Landjuden, das ihn in der Großstadt vor völliger Entjudung schützte und schließlich hat er als beruhigende Ideologie die dem Judentum Entfremdeten doch vor völligem Abfall und uns damit oft wertvolles Volkskapital erhalten.

Freilich, die destruktiven Kräfte sind doch die stärkeren gewesen; all das konnte den Verfall des liberalen Judentums, das heißt aber doch, des ersten großen Versuches, jüdische Religion mit modernem Geiste zu vereinen, nicht aufhalten. Der alte Liberalismus hat das sterbende religiöse Judentum eine Zeitlang vor dem Tode bewahrt, indem es den Todeskampf verlängerte, aber das Ende ist nahe, wenn wir nicht neue Mittel der Heilung finden. —

Wir haben heute geistig ein anderes Verhältnis zum Irrationalen oder besser zum Spezifischen in der Religion. So betont der neue Liberalismus, trotz Anerkennung der Entwicklungsidee, gerade die eigenen spezifisch jüdischen Elemente der Religion. Das Hebräische wird neu gewertet, die Tradition tritt mehr in den Vordergrund. Aber auch das kann die liberale Religion nicht aus ihrer Bedeutungslosigkeit im Leben und aus ihrer unschöpferischen Erstarrung herausreißen. Es gilt, sie wieder in einen lebendigen jüdischen Lebenszusammenhang zu bringen, sie mit den eigenen jüdischen Kulturäußerungen in Verbindung zu setzen. Es gilt, nachdem das Dogma gefallen ist, einen religiös-schöpferischen Untergrund zu schaffen, dem die Religion zum selbstverständlichen Ausdruck seines inneren Lebens wird. Und diese Lösung drängt, weil nicht nur für eine kleine Schicht des westeuropäischen Judentums, sondern für das gesamte Judentum das Problem der Einung der Religion mit modernem Fühlen und Leben brennend geworden ist. —

Wir brauchen nicht lange nach der Lösung zu suchen: ein neuer und eigener jüdischer Kulturzusammenhang hat sich gebildet und bildet sich vor unseren Augen, ein eigenes jüdisches Volkstum als Untergrund jeder religiösen Entwicklung entsteht in Palästina. Die nationale Bewegung gibt die Antwort auf die liberale Frage, gibt die Lösung des liberalen Problems. Hier erst, im neuen jüdischen Lebenszusammenhang, kann die jüdische Religion wieder zu einer Lebensmacht werden, können ihre sozialen und politisch-ethischen Ideen sich in die Tat umsetzen. Die großen Ansätze des alten Liberalismus können sich hier auswirken; hier braucht der Liberalismus vor seinen eigenen religiösen Konsequenzen nicht zurückzuschrecken.

Aber auch die nationale Bewegung erhält erst volle Bedeutsamkeit durch ihre Verbindung mit diesem neuen Liberalismus. Jede nationale Renaissance ist unvollkommen ohne die Wiedergeburt des religiösen Lebens. Wir sehen heute, wie die nationale Bewegung zwischen der Gefahr der „Klerikalisierung“ und der der religiösen Entfremdung hin und her schwankt. Wenn es gilt, Palästina jüdisch und dennoch im Geiste des 20. Jahrhunderts aufzubauen, so soll der neue Liberalismus dazu helfen.

Dieser Liberalismus ist aber auch die Brücke, die Palästina geistig mit der Judenheit der andern Länder verbindet, die ihnen neue Kraft und neue religiöse Impulse vermittelt.

Es läßt sich heute noch nicht sagen, wie die jüdische Religion sich im einzelnen entwickeln wird, aber der Weg ist gewiesen, der allein erst lebendige Entwicklung möglich macht. —

* * *

Man konnte nicht erwarten, daß die aus einer ungewöhnlich starken und erkämpften Überzeugung kommenden Gedanken Dr. Elks, die das zahlreiche Publikum in Bann schlugen, bei Herrn Dr. Ludwig Wassermann (nicht Herrn Rechtsanwalt Dr. Wassermann, wie wir leider irrtümlich in unserer letzten Nummer berichteten) Verständnis finden würden; man durfte aber annehmen, daß Herr Dr. Wassermann, der als erster Diskussionsredner das Wort ergriff, als liberaler Jude sich bemühen würde, sich mit den aus religiösem Geiste als religiöse Anschauung vorgetragenen Ideen Dr. Elks auf religiöser Basis auseinanderzusetzen. Weit gefehlt. Herr Dr. Wassermann schob vielmehr sofort die Diskussion auf politisches Gebiet, griff den Zionismus an, behauptete, Herr Dr. Elk habe sich ein Bild vom Liberalismus zurecht gezimmert, das der Wirklichkeit in nichts entspreche und berief sich darauf, daß andere Theologen, besonders Dr. Baeck (Berlin) eine ganz andere Meinung vom Liberalismus hätten. Indem Dr. Wassermann gegen Rabbiner Dr. Elk polemisierte, lieferte er allerdings den besten Nachweis dafür, daß wirklich der Liberalismus so ist, wie dieser ihn gekennzeichnet hatte, widerspruchsvoll und inkonsequent, oft areligiös und fast immer politisch bestimmt. Nach Herrn Dr. Wassermann entstand der Liberalismus im wesentlichen daraus, daß man aus wirtschaftlichen Gründen die 613 Gebote und Verbote nicht mehr halten konnte: also eigentlich sieht auch er sie noch als verpflichtend an und es geht ihm damit wie jenen liberalen Juden, von denen Dr. Elk erzählte, die zwar selbst nicht rituell leben, dies dafür aber um so energischer von ihrem Rabbiner verlangen. In diesem religiösen Minimalismus, der mit wahrer Religiosität nichts mehr zu tun hat, dessen Konsequenz vielmehr die Eliminierung des Religiösen aus dem Leben überhaupt wäre, steckt vielleicht unbewußt mehr nationales Gefühl, als Herr Dr. Wassermann zugeben möchte: denn warum sollte in der betreffenden Schicht das Gefühl wachbleiben: wir wollen Juden bleiben, auch wenn eine religiöse Verpflichtung irgendwelcher Art nicht mehr oder nur höchst theoretisch anerkannt wird? Jeder Jude, auch der liberale, empfindet eben als selbstverständliche und unumstößliche Wahrheit den Gedanken der Einheit des Judentums. Gerade aus diesem Grunde aber muß es aufs schärfste zurückgewiesen werden, wenn Herr Dr. Wassermann es den Liberalen Münchens als ein besonderes Verdienst anrechnet, daß sie sich im Jahre 1923 für die Ostjuden eingesetzt haben. Es war nicht mehr und nicht weniger als ihre Pflicht, den Unschuldigen, ohne jede Rechtsgrundlage nur wegen ihres Judeseins mit gemeinster Schikane Verfolgten, beizustehen; wir möchten auch nicht annehmen, daß man dafür noch besonderen Dank erwartet habe.

Während Dr. Wassermann die Notwendigkeit einer Revision des Liberalismus verneinte, erkannte Dr. Cahnmann, der zweite Diskussionsredner, an, daß eine religiöse Erneuerung das Gebot der Stunde sei. Er glaubt aber nicht, daß sie nur durch und in Palästina erfolgen könne; er ist der Meinung, daß auch in Deutschland die Juden sich zusammentun und sich darauf besinnen müßten, was sie denn als Juden eine, was spezifisch jüdisch sei — nur so könnte die religiöse Erneuerung kommen, nur so könnten die Juden die religiöse Führerstellung, die sie früher eingenommen hätten, wieder zurückgewinnen.

In seinem Schlußwort ging Dr. Elk noch einmal auf die ihm gemachten Einwände ein. Er zeigte, daß Dr. Wassermann der jüdischen Lebensfrage, der Frage nach der jüdischen Zukunft nämlich, aus dem Wege gegangen sei und daß er die von Dr. Cahnmann aufgeworfene Frage, worin denn das spezifische Jüdische besteht, durch sein Referat bereits beantwortete habe.

Der Vortrag des Herrn Rabbiner Dr. Elk hat vielleicht niemand überrascht; es ist nicht mehr geheimzuhalten, daß innerhalb des Liberalismus bei einer ganzen jungen Rabbinergeneration die Idee der jüdischen nationalen Erneuerung Verbreitung gefunden hat. Überraschend aber war — und dies ist das Wichtige und Bedeutsame an diesem Vortrag sowohl für Zionisten als auch für Liberale —, daß Herrn Dr. Elk der Nachweis nicht nur der Vereinbarkeit, sondern des Aufeinanderangewiesenseins von Zionismus und Liberalismus vom religiös-liberalen Standpunkt aus systematisch gelungen ist. Es wird keinem Liberalen erspart bleiben, sich mit diesen Gedanken auseinanderzusetzen; der Anstoß, den Dr. Elk zur Fortentwicklung des Liberalismus gegeben hat, wird weiter wirken und zu dem großen Ziel beitragen, das unser aller Sehnsucht ist: der Erneuerung des Judentums.

Das Ende des Schwarzbart-Prozesses

Der Freispruch Schwarzbarts kam nicht unerwartet. Wenn er mit großer Freude und einem tiefen Aufatmen von Juden aller Richtungen begrüßt wird, so deute niemand das als Billigung des politischen Mordes. Es ist nur das Gefühl, daß endlich einmal jüdische Leiden eine gerechte Bewertung gefunden haben. In Schwarzbart bäumte sich endlich einmal der seit langer Zeit alle Verfolgungen, alle Qualen erduldende Jude auf und griff in der Verzweiflung zur Selbsthilfe: in der Verzweiflung an der Kulturmenschheit, die das unbeschreibliche Wüten der Horden des Hetmans Petljura zuließ und durch ihr stillschweigendes Geschehenlassen auch guthieß. Ja, Petljura, der lange geachtet, geehrt und ungestört in Paris lebte, wurde sogar als ein kommender politischer Führer betrachtet und anerkannt, trotzdem man um die von seinen Kosaken verübten Massenmorde wußte.

Jeder menschlich Empfindende muß begreifen, daß ein Mann wie Schwarzbart, der so unmittelbar von den Pogromen betroffen wurde, schließlich eine Verzweiflungstat begehen mußte. Und die Pariser Geschworenen verstanden es. Sie erlebten erschüttert, daß ein anderer Jude, Jakob Safra, dessen einziger Sohn vor seinen Augen getötet wurde, vor sie trat und verlangte, mit Schwarzbart die Verantwortung zu teilen: Auch er habe beabsichtigt, Petljura zu töten und Schwarzbart sei ihm nur in der Ausführung der Tat zuvorgekommen. Die Pariser Geschworenen mußten daraus erkennen, daß tatsächlich in diesem Fall der Ermordete und nicht der Mörder Schuld und Verantwortung trägt.

Der Freispruch Schwarzbarts ist die Verurteilung Petljuras. Vor der ganzen Kulturwelt ist dessen Schuld durch erschütternde Dokumente und einwandfreie Zeugen festgestellt. Moralisch sind Petljura und seine Gefolgsleute gerichtet; auch seine Anhänger waren gezwungen, sich vor dem Pariser Schwurgericht gegen den Judenmord auszusprechen und die Pogrome zu verdammen. Ob sich ein Gericht finden wird, das Verbrecher, wie den General Udowitschenko, der sich im Gerichtssaal die Urheberschaft von Pogromen nachweisen lassen mußte, auch faktisch zur Rechenschaft ziehen wird?

Es sieht nicht darnach aus und wir wollen nicht einmal hoffen, daß wieder eine jüdische Verzweiflungstat erfolgt, wie sie im Falle Petljura notwendig war, um die Welt, die gar zu gern vergißt, an diese ungesühnten Greueltaten zu erinnern. Aber sichern müssen wir uns gegen Wiederholungen der Pogrome, die auch heute noch möglich sind, wo nach wie vor starke Kräfte gegen die Juden arbeiten; vereinigen müssen wir uns zum friedlichen Schutze unserer Rechte und als ein organisiertes Volk mit einer organisierten Leitung den anderen gegenübertreten: letzten Endes können nur wir selbst uns helfen.

Die jüdischen Zeugenaussagen

Nachdem in den ersten fünf Prozeßtagen fast nur von der Anklage geführte Zeugen vernommen wurden, begann man am 24. Oktober nachmittags mit der Vernehmung der ersten jüdischen Zeugen.

Herr Grinberg weilte im Jahre 1922 im Auftrage des französischen Roten Kreuzes in der Ukraine und besuchte auch die Stadt Proskurow. Er sprach mit vielen Einwohnern der Stadt, die in den Pogromen ihre nächsten Angehörigen verloren haben und zum Teil selbst von den Mördern verstümmelt wurden. Alle waren überzeugt, daß die Pogrome vom Oberhetman Petljura anbefohlen worden waren. Die Pogrome in Proskurow und Feltschin hießen im Volksmunde nicht anders als „Die Pogrome Petljuras".

Es wird nun der in Paris wohnende frühere Petersburger Advokat Moses Goldstern als Zeuge vernommen. Goldstein war der Vorsitzende der Untersuchungskommission, die nach der Ukraine zur Untersuchung der Hintergründe der Pogrome geschickt worden war. Er weilte in den Jahren 1918 und 1919 in Kiew und unternahm von dort Reisen in die verschiedenen ukrainischen Städte. Der Untersuchungskommission gehörten 24 Rechtsanwälte, zum großen Teil Juden, an. Es wurde eine ganz und gar unparteiische Untersuchung geführt; nicht allein die Pogromgeschädigten, sondern auch allerlei Personen der verschiedenen Bevölkerungsschichten der Ukraine wurden gehört. Als Ergebnis der Untersuchung hat sich bei den Zeugen die Überzeugung festgesetzt, daß die Pogrome von einer einzigen Zentralstelle aus inspiriert und geleitet worden waren. Da gibt es aber keine andere Möglichkeit, als daß Petljura selbst der Organisator der Pogrome gewesen war. Aus seinem Generalstab stammen die Proklamationen, daß die „Juden-Bolschewisten" die christliche Religion unterdrücken und den Bauern den Boden nehmen wollen. Bevor Petljura zur Macht kam, gab es keine Pogrome, und als er aus dem Lande vertrieben war, hörten die Pogrome auf. Seine ganze Regierungszeit aber ist gekennzeichnet durch unaufhörliche Judenmassakres. Die Untersuchungskommission hat festgestellt, daß bei den Pogromen, die von Armeeteilen Petljuras veranstaltet wurden, mindestens 50 000 Juden getötet worden sind.

Der Advokat Campinchi verliest Aufrufe Petljuras, in denen dieser unter Androhung schwerer Strafen befahl, die Pogrome einzustellen. Der Zeuge Goldstein bekundet, ihm seien die Proklamationen vollkommen neu. In der Ukraine habe er niemals je von ihnen sprechen gehört. Es hieß, daß Petljura, da er nur noch ein Zipfelchen des Landes halten konnte, mit Rücksicht auf das Ausland und in Erwartung ausländischer Unterstützung Proklamationen gegen die Pogrome erlassen habe. Aber diese Proklamationen, deren Verlesung er eben gehört habe, seien nicht frei von versteckter Judenhetze; zwischen den Zeilen seien deutliche Herausforderungen zu spüren. Petljura befolgte den Juden gegenüber stets eine doppelzüngige Politik.

Vernommen wird die Medizinstudentin Fräulein Grinberg, die aus Proskurow stammt und Augenzeugin der Pogrome gewesen war. Die Zeugin vermag vor Erregung nicht zu sprechen. Die Bilder aus den Pogromtagen stehen ständig vor ihren Augen, sie kann die schrecklichen Erinnerungen nicht loswerden. Sie beginnt mit einer Schilderung des Schreckenstages von Proskurow, muß aber unterbrechen, indem sie erklärt, es sei einem Mädchen unmöglich, alles zu erzählen. Nach einem abermaligen Versuch, die grauenvollen Vorgänge zu schildern, bricht die Zeugin in krampfhaftes Schluchzen aus. Die Jury und das Publikum scheinen tief bewegt. Der Angeklagte Schwarzbart selbst bricht in

Tränen aus; es ist dies das erstemal in diesem Prozeß, daß der Angeklagte weint. Zur Jury gewendet schreit die Zeugin Grinberg: „Unmöglich ist es, unseren Leiden in Worten Ausdruck zu geben!" Nachdem sie sich beruhigt hatte, beginnt die Zeugin mit einer zusammenhängenden Schilderung der Vorgänge am Schreckenstage und erzählt, drei Tage nach dem Pogrom war Petljura nach Proskurow gekommen und weilte im Quartier seines Unterführers Semasenko, der den Pogrom organisiert hatte. Eine Abordnung der jüdischen Bürger von Proskurow, die am Leben geblieben sind, begab sich zu Petljura, dieser aber wies die jüdische Deputation ab. Dabei äußerte Semasenko, man soll wegen der paar getöteten Juden nicht so viel Wesens machen. Dabei waren am ersten Pogromtage nicht weniger als 1600 Tote gezählt worden, unter ihnen zahlreiche Greise, Frauen und Kinder. Semasenko hatte zunächst 300 000 Rubel von den Juden als Kontribution eingezogen und dann den Pogrom gemacht. Er berichtete später, er hoffe auf eine Belohnung für seine Tat. Er selbst trieb die jüdische Abordnung, die Petljura nicht empfangen wollte, auseinander, und als man ihn fragte, was die kleinen Kinder verbrochen hatten, daß man sie abschlachtete, erwiderte er, es werden so weniger Bolschewisten aufwachsen. Die Zeugin schildert im einzelnen die grauenvollen Verwundungen der in das Krankenhaus gebrachten Schwerverletzten. Da waren Kinder mit durchstochenen Leibern und Mütter mit abgeschnittenen Brüsten.

Campinchi erklärt, Zeugen wie Fräulein Grinberg seien überflüssig, man könne Hunderte vor Gericht bringen, da ja die Tatsache der Pogrome von niemand geleugnet werde. Die Frage ist nur, ob Petljura der Schuldige war, und diese Frage ist nicht beantwortet und wird auch nicht beantwortet werden. Die Zeugin Grinberg stellt demgegenüber fest, daß nicht allein die Juden, sondern auch die Christen Proskurows Petljura für den Schuldigen halten.

Nachdem auch der berühmte russische Advokat Sliosberg die Schuld Petljuras bezeugt, wurde Herr Wladimir Temkin vernommen, der der allrussischen konstituierenden Versammlung angehörte, Präsident des jüdisch-nationalen Sekretariats in Kiew, Stadtpräsident von Jelisawetgrad und Vorsitzender der dortigen jüdischen Gemeinde war. Er ist in der Ukraine geboren und erzogen, spricht sehr gut ukrainisch und bekennt sich als Anhänger der ukrainischen nationalen Befreiungsbewegung. Ich habe, sagt der Zeuge, alles in der Ukraine miterlebt und weiß, daß Petljura für die Pogrome verantwortlich ist. Ich bin 64 Jahre alt, fährt Wladimir Temkin fort, stehe schon an der Schwelle des Grabes. Ich werde auf keinen Menschen einen falschen Verdacht lenken. Und so beschwöre ich: Die Verantwortung für die Pogrome trägt ein Mensch namens Petljura. Der Name „Petljura" gab den Pogromen den Stempel. Ich persönlich habe im Dezember 1918 als Vertreter des jüdisch-nationalen Sekretariats das ukrainische Direktorium bei seinem Eintreffen in Kiew begrüßt. Das gleiche taten andere jüdische Institutionen. Aber schon nach wenigen Tagen Direktoriumsherrschaft trafen Nachrichten über grauenvolle Pogrome ein. Ich besuchte den damaligen Vorsitzenden des Direktoriums Winitschenko. Petljura war damals Mitglied des Direktoriums und oberster Befehlshaber. Winitschenko erklärte, es lägen noch keine Nachrichten vor. Am nächsten Tage besuchte ich Winitschenko in Begleitung von Dr. Schwarzmann und unterbreitete ihm genaue Materialien über den Pogrom in Bachmatsch, der durch Ataman Angel veranstaltet worden war. Winitschenko erklärte, er habe schon selbst Nachrichten, der Befehl zur Erschießung Angels sei erteilt worden, und gewiß ist er bereits hingerichtet. Das stellte sich als unrichtig heraus. Angel durfte seine Division weiter befehligen, nicht einmal eine Verwarnung wurde ihm erteilt.

Kurz darauf, erzählt Temkin weiter, wurde in Berditschew durch Ataman Palienko ein furchtbarer Pogrom durchgeführt. Wir unterbreiteten hierüber ein ausführliches Memorandum und forderten Gegenmaßnahmen. Winitschenko versprach, sein Möglichstes zu tun und riet uns, mit Kolovaletz, dem Kommandierenden des Kiewer Rayons, zu sprechen. Kolovaletz, dem engsten Stab Petljuras angehörend, erwiderte, er könne nicht viel tun, es fehle der Armee an dem notwendigsten, deshalb nehme sie vieles von der Bevölkerung, Polen wie Juden. Wir wiesen darauf hin, daß nur Juden ermordet und ausgeraubt werden. Kolovaletz erwiderte nichts. Es herrschten in der Ukraine zwei Richtungen. Die zivile Macht unter Winitschenko wollte den Pogromen entgegenwirken. Allein die Militärmacht, die es in ihre Hand hatte, Pogrome zu verhindern, unternahm nichts, im Gegenteil, sie ermunterte die Pogromführer, indem sie sie zum Teil beförderte. An der Spitze der Militärmacht aber stand Petljura. Als dieser dann auch die zivile Macht in Händen hatte, da mußten die ukrainischen Juden jede Hoffnung begraben.

Nach dem Berditschewer Pogrom, erzählt Temkin, begab sich eine Abordnung zu Petljura, der auch ukrainische Persönlichkeiten wie Nikovsky, Matuschewitsch, Senator Viaslov und Professor Florinsky angehörten. Petljura verhielt sich schweigsam. Winitschenko versprach die Einsetzung einer Untersuchungskommission; diese kam aber nie zustande. Es wurde aber eine Deklaration gegen die Pogrome erlassen, die im ersten Teil einen energischen Ton anschlug, aber im zweiten Teil gegen die Juden die Beschuldigung erhob, sie seien Bolschewisten. Die Soldaten aber wußten, daß man Bolschewisten straflos töten könne, ja töten müsse. So hatte diese Proklamation eine die Pogrombewegung noch verschärfende Wirkung. In der Nationalversammlung haben wir gegen den Ton dieser Deklaration Protest erhoben, es protestierten außer dem jüdischen Ministerium auch die Stadt-Duma und ukrainische Parteien. Die Militär-

macht nahm von diesen Protesten keine Kenntnis; sie war es auch, die die Untersuchungskommission daran hinderte, ihre Arbeit aufzunehmen. Noch mehr: Die Militärmacht verbot den Zeitungen, über die Pogrome zu berichten. Dies allein schon beweist ihren Zusammenhang mit den Pogromführern. Der bessere Teil der ukrainischen Bevölkerung schob Petljura die Schuld an den Pogromen zu. Erst als seine Macht infolge der Pogromenanarchie im Sinken war, erließ Petljura Befehle gegen Pogrome; es war zu spät.

Herr Dr. Elias Tscherikower sagte am 26. Oktober als Zeuge aus, als Jude und Historiker habe er sich dem Studium der Pogrome gewidmet, unter den gefährlichsten Umständen habe er sein Material gesammelt und es ins Ausland gebracht. Er ist nun Sekretär und Verwalter des Historischen Jüdischen Archivs. An der Hand von Daten, Ziffern und Dokumenten weist der Zeuge nach, daß die Pogrome von Offizieren der regulären Armee Petljuras nach einheitlichem Plan und in Verfolg einer bestimmten Politik inszeniert worden sind. Die Behauptung, daß Petljura nicht über die Macht verfügte, ist grundfalsch. Wo es galt, seine eigene Position zu befestigen, schreckte Petljura nicht davor zurück, die äußerste Energie zu entfalten und sogar höhere Militärs hinrichten zu lassen. Nur gegenüber Judenmördern zeigte Petljura eine große Nachsicht. Ein Minister des Kabinetts Petljura hat dem Zeugen mitgeteilt, Petljura habe in Gegenwart von Professor Bruschewski, dem „Vater der ukrainischen Revolution“, und Kriegsminister Schukowski die Notwendigkeit der Pogrome unterstrichen und dargetan, daß man am besten die Disziplin in der Armee aufrechterhält, wenn man die Soldaten auf Pogrome hinlenkt. Jüdischen Abordnungen war Petljura unsichtbar. Die Kiewer oberste Militärbehörde verbot Geldsammlungen zugunsten der Pogromopfer. Hauptschuldiger ist Petljura.

Tiefsten Eindruck machte die Aussage Leo Motzkins, der den Prozeß als notwendig zur Reinigung der Atmosphäre bezeichnete. Trotz unserer Sympathien zum ukrainischen Volk, fuhr er fort, und trotz des Bewußtseins unserer schweren Verantwortung gegenüber den drei Millionen Juden, die noch heute mitten unter dem ukrainischen Volke leben, gingen wir zum Prozeß, weil wir als Resultat eines fünfzehnmonatigen Studiums zu der Überzeugung gelangten, daß Petljura die Hauptverantwortung trug.

Erschütternd war die Aussage des Zeugen Jacob Safra, dessen einziger Sohn vor den Augen des Vaters getötet wurde und der geschworen hat, an Petljura Rache zu nehmen. Er bat das Gericht, mit Schwarzbart die Verantwortung teilen zu dürfen, da Schwarzbart ihm nur in der Ausführung der Tat zuvorgekommen sei.

Nach der Einvernahme Motzkins und Safras nahm der Prozeß eine sensationelle Wendung. Torres, der Verteidiger Schwarzbarts, erklärte, die Verteidigung, die noch sehr viele Zeugen ins Treffen zu führen habe, wolle den Prozeß nicht ins Unendliche gehen lassen und sei bereit, auf die Einvernahme ihrer übrigen Zeugen zu verzichten, wenn auch die Zivilpartei auf die Verhörung von weiteren Belastungszeugen verzichtet.

Daraufhin erklärte der Anwalt der Petljura-Partei, Campinchi, er nehme den Vorschlag von Torres an.

Das Gericht faßte sonach den Entschluß, das Zeugenverhör als beendet zu erklären und den Advokaten das Wort zu geben.

Plädoyers und Freispruch

Den Geschworenen wurden die folgenden fünf Fragen vorgelegt: 1. Ist Schwarzbart schuldig, auf Simon Petljura geschossen zu haben? 2. Haben die Schüsse den Tod Petljuras verursacht? 3. Hatte Schwarzbart die Absicht, Petljura zu töten? 4. Hatte Schwarzbart mit Vorbedacht gehandelt? 5. Hatte er Petljura in einen Hinterhalt gelockt?

Es begannen hierauf die Plädoyers der Zivilankläger und des Verteidigers. Zunächst sprach der Advokat Wilm, dessen Rede voll von antisemitischen Ausfällen war und der nachzuweisen versuchte, daß Schwarzbart Mitwisser gehabt und als Agent der russischen Sowjets gehandelt habe. Er könne somit nicht als der idealistische Rächer seines Stammes angesehen werden, als den die Verteidigung ihn im Laufe der Zeugenvernehmung hinzustellen versucht habe. Petljura bezeichnete er als den Held der Ukraine, als edlen Märtyrer, dessen Andenken man jetzt zu beschmutzen versucht. In Wirklichkeit war Petljura nicht für die Pogrome verantwortlich, da selbst 350 Mann deutsche Truppen nicht imstande gewesen seien, sie zu verhindern. (Bekanntlich setzten die Pogrome erst ein, als die deutschen Truppen die Ukraine verlassen hatten und Petl-

jura zur Macht gekommen war. Die Red.) Die Geschworenen dürfen nicht zugeben, fuhr Wilm fort, daß das Andenken Petljuras verleumdet und er moralisch zum zweiten Male getötet werde. Seit Monaten zirkulieren in den jüdischen Gemeinden Listen, um die Mittel für die Verteidigung Schwarzbarts und für eine jüdische Propaganda zusammenzubringen; Israel habe den Mörder Schwarzbart zum Verteidiger seiner Sache gewählt. Wilm versuchte, die Zeugen der Verteidigung zu verdächtigen und sagte, alle, die gegen Petljura ausgesagt hätten, seien Juden oder Russen. Das jüdische Volk, so schwer es geprüft sei, habe eine Art von Virtuosität auf dem Gebiete des Klagegeschreis entwickelt. Man müsse den Juden vorwerfen, daß sie allzuoft mit den Sowjets gemeinsame Sache gemacht hätten. Wilm verlas Teile aus irgendwelchen Dokumenten, die seine These belegen sollten und fragte zum Schluß, wie es kommt, daß Schwarzbart Petljura erst im Jahre 1926 in Paris getötet habe, wo er das früher anderswo tun konnte.

Milder waren die Ausführungen des zweiten Vertreters der Witwe Petljuras, des Advokaten Campinchi, der nachzuweisen versuchte, daß Petljura kein Antisemit gewesen sei, in seinem Ministerium Juden gehabt hat, stets gegen die Pogrome protestiert und niemals einen Pogrombefehl unterzeichnet hat.

In dem gleichen Sinne wie Campinchi sprach der Staatsanwalt, der der Ansicht Ausdruck gab, daß es nicht von wesentlicher Bedeutung sei, festzustellen, inwieweit Petljura für die Pogrome verantwortlich zu machen sei. Mord sei Mord. Tatsächlich sei Petljura kein Antisemit, eher ein Philosemit gewesen. Wie dem aber sei, Schwarzbart habe nicht das Recht gehabt, als Rächer aufzutreten. Habe er dies getan, dann müßte er auch die volle Verantwortung für seine Tat auf sich nehmen, dann müßte er nicht den Freispruch erbitten, sondern die schlimmste Verurteilung hinnehmen.

In einer meisterhaften Verteidigungsrede erläuterte Advokat Torres die psychologischen und seelischen Hintergründe der Tat Schwarzbarts, erklärte, Schwarzbart habe keinerlei Mitwisser gehabt und sei ohne jede Verbindung mit irgendwelchen politischen Parteien gewesen. Er trat nicht allein als Rächer des vergossenen Blutes seiner Angehörigen und seiner Rasse auf, sondern er fühlte sich auch von der Pflicht gedrängt, denjenigen zu treffen, der auch weiterhin Haß gegen seine Brüder säte. Unter dem Rufe „Es lebe unser Väterchen Petljura!“ veranstalteten die Soldaten ihre grausamen Massakres. Alle französischen Parteien, von der äußersten Rechten bis zur äußersten Linken, haben die Pogrome verurteilt. Frankreich, das den vom Fanatismus der Völker gehetzten Juden Asylrecht gegeben habe, werde für diese Tat Verständnis aufbringen. Torres schloß mit den Worten: „Wenn ihr den Angeklagten nicht freisprecht, so werdet ihr den tieferen Sinn dieses Prozesses fälschen und ihr werdet auch die Gesinnung Frankreichs fälschen. Jetzt ist der Augenblick gekommen, wo sich die Stimme Frankreichs erheben soll. Sie wird nicht geschmälert aus dieser Verhandlung hervorgehen.“

Die Schlußworte von Torres wurden von den Zuhörern mit starkem Beifall aufgenommen, weswegen der Vorsitzende den Saal räumen ließ.

Kurz vor sechs Uhr zogen sich die Geschworenen zur Beratung zurück. Vorher gab ihnen der Vorsitzende eine Rechtsbelehrung, wobei er betonte, daß das Strafausmaß von einer geringen Gefängnisstrafe bis zur Todesstrafe gehen könne.

Nachdem die Geschworenen einige Zeit beraten hatten, erschien deren Vorsitzender im Saale und bat den Verteidiger Torres, ihnen einige Aufklärungen zu geben. Torres entsprach der Bitte. Nach einer halben Stunde weiterer Beratung erschien der Juryvorsitzende im Gerichtssaale und erklärte unter äußerster Spannung der Zuhörerschaft in feierlichem Ton, die Geschworenen hätten einstimmig, nach Wissen und Gewissen und nach ihrer seelischen Überzeugung, im Bewußtsein ihrer Verantwortung vor Gott, erkannt, daß Schwarzbart nicht schuldig sei.

Die Menge im Gerichtssaal brach in Jubel aus, Rufe: „Es lebe Frankreich!“ wurden laut. Die Kundgebung dehnte sich auf die Couloirs und auf die Straße aus, wo eine unübersehbare Menschenmenge auf das Bekanntwerden des Urteilsspruchs wartete.

Schwarzbart selbst blieb nach Verkündigung des Geschworenen-Spruchs und nach der Erklärung des Gerichtsvorsitzenden, daß er freigesprochen sei, äußerlich ruhig, seine Frau aber weinte. Die Freilassung erfolgte sofort nach dem Freispruch.

Hauptversammlung der Liberalen Vereinigung

Am 22. und 23. Oktober 1927 hielt in Frankfurt a. M. die „Vereinigung für das liberale Judentum“ ihre Hauptversammlung ab. Der erste Tag war Festgottesdiensten in den Orgelsynagogen, einem Begrüßungstee und einer für die Presse unzugänglichen Geschäftssitzung gewidmet, die dem Gesamtvorstand sehr erweiterte, aber R.-A. Heinrich Stern (Berlin) wieder zum Vorsitzenden, R.-A. Dr. Geiger (Frankfurt a. M.) zu seinem Stellvertreter wählte. Der Sonntag brachte dann den öffentlichen Teil; am Vormittag vier Referate über das Gesamtthema „Individuum und Gemeinschaft“, in die sich Rabbiner Dr. Dienemann (Offenbach a. M.) („Gemeinschaft und Individuum in ihren gegenseitigen Rechten und Pflichten“), Erich Bayer (Breslau) („Der Kultus, die Gemeinschaft und der Einzelne“), Bianca Hamburger (Berlin) („Das jüdische Heim — unser zweites Gotteshaus“) und J.-R. Dr. Blau (Frankfurt a. M.) („Die Gemeinde und der Einzelne“) teilten. Der Nachmittag war dann der Diskussion, der Abend einer öffentlichen Kundgebung gewidmet.

Von großem Interesse waren die Referate Dr. Dienemanns und J.-R. Blaus, während Bayer in der üblichen liberalen Theologie und Frau Hamburger wesentlich in Gefühlsmeinungen stecken blieben. Dienemann führte etwa aus:

Die Frage „Individuum und Gemeinschaft“ ist niemals endgültig zu lösen, sondern stets neu zu durchdenken. Die jeweilige Gegenwart ist wichtig für die jeweilige Haltung, deshalb ist ein Blick auf unsere Gegenwart wesentlicher als historische Rückbeziehung. Unsere heutige Situation ist anders als die in der klassischen Zeit des Liberalismus; der Individualismus im Staat, Wirtschaft, Gesellschaft, Kultur und Religion, der das XIX. Jahrhundert zeichnete, ist in all diesen Bezirken der Neigung zur gebundenen Lebensführung gewichen. (Völkerbund, Organisierung der nationalen Minoritäten.) Die Tragik des Liberalismus in diesem ewigen Zwiespalt ist, daß er zwar die Form als kein göttliches Gebot anerkennen kann, also individualistisch ist, aber wie jede Religion gemeinsame religiöse Formen braucht. Dies besonders, da er ans Judentum gebunden ist, wo die Gemeinschaft stets stärker betont war als anderswo, wo das persönliche Seelenheil zugunsten der Erwählung des heiligen Volkes und der Erlösung nur der Gemeinschaft zurücktrat, wie denn auch persönliches Gebet hier nur nach dem Gemeindegebet möglich ist. Sind wir darüber hinaus? Dann sind wir vielleicht nicht mehr Juden. — Deshalb sind Forderungen der Gemeinschaft an das Individuum anzuerkennen, und zwar hinsichtlich ihrer Existenz (wir sind ins Judentum hineingeboren: Ahnen wirken fort) und hinsichtlich ihres Wertes, der nicht auf der Blutsverbundenheit ruht — Blut kann ein Schicksal sein, doch ist es noch kein Wert —, sondern auf erworbenem seelischem Gut, das der Gemeinschaft eigentümlich ist. Als „Ideen-, Gedanken- und Wertungsgemeinschaft“ bestimmt sich das Judentum durch die Überzeugungen vom Dienste des gerechten Menschen gegenüber dem einzig einigen, rein geistigen Gotte, dessen Reich der Mensch zu verwirklichen hat, freien Willens zwar und ohne Mittler, doch einem Gott gegenüber, der nicht nur schenkt, sondern fordert und dem nur Erfüllung seiner Gebote Frömmigkeit heißt. — Als nicht nur geistige Gemeinschaft darf das Judentum jedoch auch Anerkennung seines Gesellschaftskörpers fordern, des Trägers und Bewahrers seiner Gedanken, und Opfer für beide, bis zu dem des Lebens, doch nicht das des Intellekts. Sittlich legitimieren sich diese Opfer dadurch, daß sie keiner Macht — sondern einer Geistesgemeinschaft dargebracht werden. Das höchste Ziel ist, das Judentum als Geist mit dem Judentum als Gesellschaftskörper, die stets aufeinander klaffen, zur Deckung zu bringen. Die Grenze all dieses Tuns liegt im Recht des Individuums auf eigenes Denken, auf Kritik, auf Selbständigkeit der Stellungnahme, die neue Formen und auch eine neue Gesamtrichtung der Gemeinschaft — z. B. im Sinne einer Abschwächung der nationalen Elemente — mit sich bringen mag. Deshalb verbietet sich jede Kodifikation, wenn auch „Richtlinien“, die eine solche weder wollen noch sind, von Zeit zu Zeit geboten erscheinen. All dies aber ist nicht lediglich oder auch nur vor allem intellektuell bestimmt, sondern von den irrationalen Kräften des Willens mit getrieben und geformt.

Im Gegensatz zu Dienemanns Referat führte J.-R. Blaus Rede mitten in eine Frage hinein, die für die inneren Auseinandersetzungen der Liberalen täglich mehr Gegenwart gewinnt: Großgemeinde oder liberale Austrittsgemeinde? Dr. Blau führte etwa aus:

In Deutschland herrscht, anders z. B. als in Amerika, der Typ der staatlichen Zwangsgemeinde, in der Konflikte mit dem einzelnen besonders gefährlich sind. Die notwendige Rücksichtnahme auf die Konservativen führte gelegentlich zu dem Gedanken liberaler Sondergemeinden, die aber weder der jüdischen Gesamtheit, noch auch nur dem Liberalismus dienen würden. Selbst wenn die Liberalen numerisch und religiös-dynamisch kräftig genug sein sollten, um eine eigene Gemeinde für die Dauer aufrechtzuerhalten, wäre die Einbuße an der Einheit und Solidarität des Gesamtjudentums und an der Möglichkeit gegenseitiger Beeinflussung beider Richtungen nicht auszugleichen. Der ausgetretene Orthodoxe bleibt Jude; bleibt es auch der ausgetretene Liberale? Zu den Liberalen werden die verschiedensten Nuancen in Glauben und Übung gezählt; auch der rabbinische Führer kann hier nur schwer eine Grenze setzen, obwohl es auch für den liberalen Theologen unübersteigliche religionsgesetzliche Schranken gibt, insbesondere auf dem Gebiet der Ehegesetze (das Dr. Blau bereits auf der Londoner

liberalen Weltkonferenz behandelt hat). Die Gemeinde selbst kann nicht ausstoßen, aber der einzelne kann austreten, wenn er seine Ansprüche nicht befriedigt glaubt, die nicht weiter reichen als Stimm- und Steuerzettel. So hängt die Stabilität der Gemeinde vom Einheitswillen der einzelnen ab, und dieser muß auf beiden Seiten zu der Erkenntnis führen, daß die Traditionellen nicht „zurückgeblieben" und die Liberalen nicht „zerstörungssüchtig" sind. Neben Seligmann und Baeck hätten vor allem Markus Horowitz und Nehemia Nobel dieser Anerkennung des gegenseitigen guten Willens zum Judentum die Bahn gebrochen. Die Toleranz der Liberalen müsse soweit gehen, daß sie auch die Grenze anerkenne, die für die Toleranz der Orthodoxie — wenigstens theoretisch — in dem ihr unabänderlich erscheinenden Religionsgesetz gegeben sei. Wahre Demokratie bedeute immer Auswägung zwischen Einzel- und Gemeinschaftswillen, sie werde ein einiges Judentum schaffen in der Gemeinde, im Vaterlande und in der ganzen Welt.

Die zum Teil sehr heftige Diskussion des Nachmittags kann hier nur ganz andeutungsweise wiedergegeben werden. Wichtig ist zunächst, daß die Berliner Sonntagsgemeinde („Reformgemeinde") zum ersten Male offiziell an den Beratungen durch Prediger Dr. Lehmann beteiligt war, womit „die Einheit des Liberalismus von links bis rechts" sich herstellt, wie R.-A. Dr. Stern es in dem betreffenden Passus seiner Begrüßungsrede nannte.

Gegen die akademische Haltung Dienemanns, gegen die „Behutsamkeit" Rabbiner Dr. Seligmanns (Frankfurt a. M.), der in seiner Begrüßungsrede als Vorsitzender des liberalen Rabbinerverbandes auf den noch nicht lange zurückliegenden Konflikt zwischen liberalen Rabbinern und Laien in sehr vorsichtiger Form zurückgekommen war, und gegen den Einheitsstandpunkt Dr. Blaus wandten sich in zum Teil sehr scharfer Weise u. a. Rabbiner Dr. Salomonsky (Berlin), R.-A. Stern und Lehrer Falkenberg, der von der Praxis des Gottesdienstes Berlin-Norden erzählte. Auch Rabbiner Dr. Gottschalk (Frankfurt), dessen Rede, wie die fast aller anderen, ehrliches inneres Ringen verriet, gehört grundsätzlich zu dieser Gruppe der schärferen Tonart sowohl in religiösen wie in politischen Fragen, einer Gruppe der die Rückgewinnung der Indifferenten zum Hauptziel und damit zur Formbestimmung ihrer jüdischen Gegenwart wird. Gegen Keren Hajessod und Zionismus polemisierten Dr. Frank (Köln) und Dr. Billigheimer (Mannheim), der zwar Buber und Brod „ohne die nationalen Verbindlichkeiten" für den Liberalismus fruchtbar machen wollte, aber anderseits rühmend auf die Entnationalisierungsarbeit des badischen Gebetbuches hinwies. Erst ganz am Ende erreichte die Debatte ihren Höhepunkt mit der Rede Dr. Salzbergers, der über eine Grundfrage der Konferenz sprach, nämlich über das ostentative Fehlen der jungen liberalen Rabbiner.

„Diese fürchteten mit Unrecht, man werde gegen Zionismus und Orthodoxie sprechen, denn die Liberalen haben wohl unterdessen eingesehen, wieviel echte Religiosität bei vielen Zionisten zu finden sei und ein wie berechtigter Kern auch im Konservatismus stecke. Sie fürchteten aber mit Recht, man werde noch mehr reformieren, noch mehr hebräisch abschaffen." Hier erhob sich eine solche Bewegung des Unwillens in der Versammlung, daß der Vorsitzende eingreifen mußte und daß Dr. Salzberger sich zu der Bemerkung genötigt sah: „Ich bitte Sie, soviel Liberalismus zu besitzen, auch einen anders gerichteten Redner anzuhören." Er verlangte dann jüdisches Lernen, keinen überwuchernden Individualismus, eine Begrenzung der — vorher zur Sprache gekommenen — religiösen Eigenformen eines Teils der jüdisch-liberalen Jugend im Sinne der Tradition und kam zu dem Ergebnis: „Wir stehen gänzlich außerhalb des großen jüdischen Stromes." In viel weniger scharfer Weise, aber doch noch bemerkenswert genug, hatte schon vorher Rabbiner Dr. Seligmann (Frankfurt a. M.) für sich als den Schöpfer des Gottesdienstes derKönigsteinerstraße, von dessen Werden er sehr interessant erzählte, das Recht in Anspruch genommen, „konservativ zu sein", den Kult der liberalen Jugend einen „Phantasiekultus" zu nennen und, bei aller Freiheit des einzelnen, für die Institutionen zu fordern, daß sie „auf dem historischen Gemeinschaftsboden des Judentums bleiben". Im traditionslosen Amerika sei vielleicht radikale Reform und liberale Sondergemeinde angebracht, hier nicht. Immerhin möge die Gemeinde Berlin der Sonntagsgemeinde endlich entgegenkommen — dann werde sie positiver werden — ebenso wie auch die liberalen Rabbiner keinen als Juden verfemen, der die Speise- oder die Sabbatgesetze nicht hält, „so sehr wir es wünschen, daß man sie hält". Diesen konservativen Stimmen traten nun in den allerletzten Reden der Debatte R.-A. Dr. Geiger (Frankfurt a. M.) und Generalsekretär Götz (Berlin) überaus scharf entgegen, beide auch mit schroffsten Erklärungen gegen den Zionismus, der Zweitgenannte allerdings, wie R.-A. Stern feststellte, nur für seine Person, nicht offiziell für die Vereinigung.

In den Schlußworten der Referenten wiederholte sich noch einmal die Zweispaltung der Tagung: Dr. Blau rühmte das Frankfurter System konservativer und liberaler Selbstbestimmung; als er aber rhetorisch fragte: „Ist uns je ein liberales Bedürfnis nicht befriedigt worden?" rief ihm Dr. Geiger entgegen: „Dutzendweise!" Das Schlußwort Bayers wandte sich gegen Salzberger, das Dienemanns wiederum gegen Geigers Versuch, die Zionisten auszuschließen, so daß die Einheit zweier Resolutionen (einer zur Kultusfrage und einer für die Herausgabe kurzer Werbebroschüren) die tiefen Gegensätze nur äußerlich überdeckte.

(Unsere Stellung zu den auf dieser Tagung behandelten Fragen ergibt sich zur Genüge aus dem Artikel über den Vortrag Dr. Elk. Red.)

Studentenunruhen in Ungarn

Budapest, 24. Oktober. (JTA.) Die von der klerikalen und rechtsradikalen Presse geschürte Hetze gegen die von der Regierung angekündigte Abänderung des Numerus clausus hat bereits die ersten Früchte getragen. Die antisemitischen Hochschulvereine veranstalteten heute in den verschiedenen Fakultäten der Universität sowie in der Technischen Hochschule lärmende Kundgebungen gegen die geplante Maßnahme, wobei es zu Überfällen auf die jüdischen Studierenden kam. Der Kameradschaftsverband, verstärkt durch dunkle, nichtstudentische Elemente, veranstaltete förmliche Hetzjagden auf jüdische Hörer, von denen immer einer oder zwei von 30 bis 40 Rowdies angefallen, verprügelt, beschimpft und aus den Hörsälen auf die Straße gejagt wurden, wo eine weitere Verprügelung stattfand. Mehrere jüdische Studenten trugen schwere Verletzungen davon. Einer der Mißhandelten wurde im bewußtlosen Zustand in das Krankenhaus gebracht. Besonders wild ging es in der Technischen Hochschule und in der philosophischen Fakultät zu. Die jüdischen Hörer wurden aus den Lehrsälen herausgeschleppt und unter fortwährenden Mißhandlungen durch die Aula auf die Straße getrieben.

Unterrichtsminister Graf Klebelsberg erklärte, er werde die Ordnung an der Universität unter allen Umständen zu erhalten wissen.

Budapest, 30. Oktober. (JTA.) Nachdem die Unruhen am 27. und 28. Oktober angedauert hatten, enthielten sich am Samstag die Studenten jeder öffentlichen Kundgebung, da die Führer der Studentenschaft ein schriftliches Versprechen gegeben hatten, daß die Ordnung nicht gestört werden würde. An mehreren Stellen hielten die Hochschüler im engen Kreise Besprechungen ab, in denen beschlossen wurde, die Aktion gegen den Numerus clausus auf gesellschaftlichem Gebiete weiterzuführen. Bezeichnend für die erregte Stimmung ist folgender Vorfall: Ein jüdischer Student hatte im Biologischen Institut einen Platz belegt, worauf ihm die Studenten mit Schmähungen die Tür wiesen. Er kehrte mit dem Rektor zurück, der auf das gesetzliche Recht des Studenten, bei den Vorlesungen zu erscheinen, hinwies und den Dozenten ersuchte, die Vorlesung zu beginnen. Die Studentenschaft verließ daraufhin lärmend den Saal, so daß nur der Dozent und der jüdische Hörer zurückblieben. Letzterer mußte vom Pedell durch die Untertunnellung der Universität in Sicherheit gebracht werden.

Auch in Debreczin vermieden die Studenten es, öffentliche Kundgebungen zu veranstalten und Legitimierungen vorzunehmen, doch beschlossen sie, die Hörsäle zu meiden, wenn jüdische Studenten sich zu den Vorlesungen einfinden sollten. Die jüdischen Studenten zogen es vor, den Vorlesungen fernzubleiben.

An der Universität Szegedin hat der Rektor Dr. Reinhold die Vorlesungen auf acht Tage suspendiert.

Aus der jüdischen Welt

Dr. Weizmann kommt im November nach Deutschland

Berlin, 27. Oktober. (JTA.) In der gestrigen Pressekonferenz der Z. V. f. D. sprach sich deren Vizepräsident, Herr Dr. Martin Rosenblüth, über die innerzionistische Arbeit in Deutschland aus. Er teilte mit, daß Dr. Weizmann, der Präsident der Zionistischen Weltorganisation, in der zweiten Hälfte des November in Berlin eintreffen und auch eine Reihe anderer deutscher Großstädte besuchen wird. Er wird bei Veranstaltungen aus Anlaß der zehnten Jahresfeier der Balfour-Deklaration und bei der Keren-Hajessod-Aktion mitwirken.

(Wie wir hören, wird Herr Prof. Dr. Weizmann auch nach München kommen, und zwar voraussichtlich am 21. November. D. Red.)

Ein Erlaß des Innenministers Grzesinski gegen die Friedhofschänder

Berlin, 27. Oktober. (JTA.) Da sich die Fälle gehäuft haben, in denen auf Friedhöfen Beschädigungen und Zerstörungen vorgekommen sind, hat der preußische Innenminister Grzesinski die Polizei zu verschärftem Einschreiten veranlaßt. Sämtliche Fälle von Friedhofschändung müssen sofort der zuständigen Landeskriminalpolizei mitgeteilt werden. Falls sich aus dem Tatbestand kein hinreichender Anhalt für polizeiliche Nachforschungen ergibt, so ist unverzüglich durch eine öffentliche Bekanntmachung eine angemessene Belohnung für die Namhaftmachung der Täter auszusetzen.

Festsitzung der Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaft des Judentums

Berlin, 31. Oktober. (JTA.) Die Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaft des Judentums, die im November d. J. auf ein arbeitsreiches 25-jähriges Bestehen zurückblickt, veranstaltet aus diesem Anlaß am Mittwoch, dem 16. November d. J. (Bußtag), nachmittags 6 Uhr im Logenhaus zu Berlin, Kleiststraße 10, eine Festsitzung. Die Begrüßungsrede wird der Vorsitzende der Gesellschaft, Herr Prof. Dr. M. Sobernheim, halten. Prof. Dr. Elbogen wird über „Aufgabe und Leistung der Gesellschaft" sprechen. Dr. Tassilo Hoffmann wird einen Vortrag mit Lichtbildern über das folgende Thema halten: „Jacob Abraham und Abraham Abramson — 55 Jahre Berliner Medaillenkunst (1755—1810)". Es folgt ein zwangloses Beisammensein.

Die Eröffnung der Religionslehrer-Bildungsanstalt in Berlin

Berlin, 26. Oktober. (JTA.) Am Montag, dem 24. Oktober 1927, fand im Musiksaal der Knabenschule der Jüdischen Gemeinde zu Berlin die feierliche Eröffnung der vom Preußischen Landesver-

band Jüdischer Gemeinden zu Berlin errichteten Vorbereitungsanstalt für jüdische Lehrer und Lehrerinnen statt.

Nahum Sokolows Audienzen beim Papst und beim italienischen König

Rom, 28. Oktober. (JTA.) Der Präsident der Zionistischen Weltexekutive, Nahum Sokolow, wurde gestern vom Papst in längerer Audienz empfangen.

Heute wurde Nahum Sokolow vom König Victor Emanuel im königlichen Palais zu San Rossore in Audienz empfangen.

Nahum Sokolow ist bekanntlich vor einigen Tagen vom Regierungschef Mussolini und dem Staatssekretär der pästlichen Kurie, Kardinal Gaspari, empfangen worden.

Ein neues Mitglied der Agency-Sachverständigen-Kommission

Jerusalem, 30. Oktober. (JTA.) Sir John Campbell, bisher vom Völkerbund ernannter Kommissar für die Ansiedlung der griechischen Flüchtlinge aus der Türkei in Griechenland, nahm die Mitgliedschaft der Experten-Kommission der Jewish Agency an. Er ist am 29. Oktober in Kairo mit Dr. Weizmann zusammengetroffen und begibt sich von dort nach Palästina. Er gilt als der erfolgreichste Siedlungssachverständige.

Zusammenschluß der palästinischen Arbeiterschaft

Jerusalem, 28. Oktober. (JTA.) Die beiden größten Arbeiterorganisationen in Palästina, Achduth Haavodah (Poale Zion) und Hapoel Hazair (Hitachduth), haben beschlossen, sich zu einer einzigen Partei zu vereinigen. Die Stärke jeder der beiden Parteien ist unter anderem daraus zu ersehen, daß z. B. Achduth Haavodah zum Baseler Zionistenkongreß neun, Hapoel Hazair fünf Delegierte entsandt hat. Die Gewerkschaftsorganisation „Histadruth", die etwa 23000 Mitglieder zählt, wird von einem Rat geleitet, der sich aus 18 Vertretern der Achduth Haavodah und neun Vertretern des Hapoel Hazair und sechs Vertretern kleinerer Gruppen zusammensetzt.

Feuilleton

Ein Ausflug der Zöglinge Meier Shfeyahs ins Emek

von Dr. Abraham Hanasee-Shfeyah

Der nachfolgende Aufsatz ist von einem Lehrer des Waisendorfes Meier Shfeyah geschrieben, das bekanntlich von der Junior Hadassah in Amerika unterhalten wird und eine der interessantesten Erziehungsstätten des modernen jüdischen Palästina darstellt.

An der Wanderung beteiligten sich die 7. und 8. Klasse und die „Absolventen", im ganzen 54 Seelen. Ausmarsch am 22., Rückkehr am 28. Adar scheni.

Einen doppelten Zweck verfolgte diese Wanderung: den Kindern sollte sie ein Vergnügen, den Lehrern jedoch Lehre und Versuch sein. Die Tagebücher der Kinder geben darüber Auskunft, wieweit das erste Ziele erreicht wurde; diese Zeilen sollen berichten, wieweit das erzieherische Ziel der Wanderung verwirklicht wurde. Uns ist klar, daß das „Kinderdorf" in Shfeyah es sich zur Aufgabe gemacht hat, seine Zöglinge in landwirtschaftlicher Arbeit zu erziehen; hätte man jedoch vor der Wanderung an die Erzieher die Frage gerichtet: „Sind wir wirklich auf dem Wege, unser Ziel zu erreichen?" — so zweifle ich, ob man darauf eine klare Antwort gehört hätte. Doch jetzt, nach der Wanderung, dürfen wir behaupten, daß wir uns langsam und stetig unserem Ziele nähern — zum Beweis dafür mögen einige Szenen dieser Wanderung dienen:

1. Mit Sabbat-Ausgang machten wir uns auf den Weg. Es war schon dunkel. Wir durchwateten 6 oder 7 Wadis (Bäche). Tief sank der Fuß in den Sumpf ein. Rundum Schweigen. Plötzlich stürmten wütende Hunde aus den Beduinenzelten auf uns los, die Schakale heulten — und ruhig, sicher, singend gingen unsere Kinder, wie am hellen Tage, mit festem Schritt, ohne Furcht vor der Dunkelheit, ohne Grauen vor dem Schakalgeheul. Richtige Dorfkinder.

2. Mit Morgengrauen kamen wir zum Kischon. Wir suchen eine Brücke und denken an Sisra und sein Heer, die einst, vor vielen hundert Jahren, von der Strömung fortgerissen wurden. Aber schließlich, was brauchen wir eine Brücke? Die Schuhe ausgezogen, die Beine entblößt und hinein ins Wasser! Bis unter die Arme reicht es einigen, aber sie gehen aufrecht und gerade und lachend hindurch, ringen die Kleider aus und rufen froh: „Das ist mal eine Wanderung!" Kinder, die so die Hindernisse im Leben nehmen, das sind Dorfkinder.

3. Es dehnen sich die Felder des Emek. Nur an wenigen Stellen ist der Boden mit dem primitiven arabischen Pflug primitiv bearbeitet. Das Gespräch der Kinder: Ach, hätte ich solche Erde! Und Wasser in der Nähe, was ließe sich daraus machen! — Eine feine Arbeit, das! Mit den Zähnen könnte ich tiefer graben. — Schaut, die Sonne steht schon fast im Zenith. — So reden die Kinder. — Geplauder von Dorfkindern.

4. Nach langer, ermüdender Wanderung kommen wir nach Nahalal. Die Rucksäcke herunter, Gesicht und Hände von Schweiß und Staub gereinigt, niemand denkt an Essen und an Ruhe. Alles umringt die Zöglinge der landwirtschaftlichen Mädchenschule: Wo ist der Stall? — Wieviel Pferde habt Ihr? — Wieviel Kühe? — Wieviel Dunam Erde? usw.

Am Abend hörten wir das Referat eines der Bauern, der den Kindern Zweck und System des „Moschaw Owdim" erklärte. „Man kann sein Wort für voll nehmen", sagt ein Mädchen, „wir haben doch seinen Betrieb gesehen." Plötzlich kommen sie aber mit einer Frage: „Warum macht Ihr alles allein und nehmt Euch keine jüdischen Arbeiter, die bei Euch die Arbeit lernen könnten; auch Eure Produktion würde sich dadurch heben?" Der Referent wollte den Kindern den Wert der prinzipiellen „eigenen Arbeit" erklären, hatte aber nicht recht Erfolg. Die Kinder blieben bei ihrer einmal gefaßten Meinung, diese Dorfkinder.

5. In der Hitze marschieren wir weiter. Niemand ist müde. Ab und zu ein stolzes Wort: „So weit das Auge schweift, unser Boden, Nationalfondsboden!" Mit kindlichem Scharfsinn diskutieren sie über die Wichtigkeit des Nationalfonds, den Wert des Bodens im Leben der Nation und

warum er Volkseigentum sein sollte — so reden Dorfkinder über den Boden.

6. Das Kinderdorf in Giy'ath Hamoreh, ein Institut, das Shfeyah gleicht. Neugierig betrachten die Kinder alles und stellen Vergleiche an. Disziplin, Ordnung, Sauberkeit, hier und zu Hause. Aber Boden, ach, wieviel Boden, und was für Boden! Tausend Dunam haben sie — und wir so wenig und so felsig! „Darin ist uns Giv'ath Hamoreh sicher überlegen", und ihr Kinderherz schmerzt. Auch in ihrem Schmerz sind sie Dorfkinder.

7. Nachdem wir noch einige Kwuzoth besucht hatten, kamen wir bei Nacht nach Beth Alpha, der letzten Station im Emek. Wiederum ein Referat für die Kinder, voller Begeisterung über die soziale Bedeutung der Kwuzah. Wie hätten Stadtkinder oder selbst unbefangene Erwachsene gestaunt! Unsere Kinder saßen zuerst ruhig da, aber die Fragen lagen in der Luft, und langsam fing es an: „Richtig, es ist schön, wenn Menschen wie Brüder leben, richtig, in der ‚Kwuzah Hagiv'ah' herrscht Ordnung, und man sieht gute Arbeit. Aber trotzdem, ich wollte, die Erde, die ich bearbeite, soll dem Keren Kajemeth und mir gehören. Nur ich würde wirklich wissen, was die Erde verlangt, und wenn der Boden so vielen Menschen gehört, so gehört er eigentlich keinem. So läßt sich schwer arbeiten. Trotzdem kann man die Nachbarn wie Brüder lieben: vereint beten wir zu Gott um Regen, gemeinsam singen und tanzen wir nach getaner Arbeit, zusammen halten wir Wacht nach der Ernte, und auch der Verkauf der Produkte kann gemeinsam sein. Heißt nicht auch das „Einigkeit"?" Dort, im großen Speisezimmer der Kwuzah hörte man mit Interesse diese Philosophhie des Dorfkindes.

8. Von Beth Alpha ging's per Bahn nach Haifa. Die Stadt machte keinen Eindruck auf sie, wohl aber das Meer. Bei unserer Bootfahrt hörten wir Rufe der Verwunderung: Soviel Wasser! — Da verstanden wir die Sehnsucht nach Wasser des palästinischen Bauernkindes, sein Gebet um Wasser.

Noch eines gefiel ihnen in Haifa: der persische Garten. Vor vielen Jahren lebte hier der „persische Profet", der Frieden und Liebe unter den Sterblichen verkündete und deshalb verfolgt wurde. Seine Anhänger in Amerika setzten ihm und seinen Schülern — Sohn und Schwager — die in Haifa begraben sind, ein eindrucksvolles Denkmal in Akko. Ein prachtvoller Blumengarten, der schönste im ganzen Lande, umzieht das Gebäude. „Was waren diese Perser gegen unsere Väter?" sagte ein Junge. „Und habt Ihr das Grab Rahels gesehen, in welch traurigem Zustand es ist?" „Der schöne Bau und all die Pracht imponieren mir nicht", war die Antwort eines anderen, „aber eines finde ich schön: daß man heiligen Toten ein lebendiges Denkmal setzt, einen prächtigen Garten pflanzt, in dem alles lebt." Als ich diese Worte hörte, wurde mir klar, daß diese Kinder auch in der Höhe des Todes das Leben suchen — und finden. Nur Dorfkinder werden in all dieser Pracht die Erde und wiederum die Erde suchen.

9. Nachdem wir noch in Akko die landwirtschaftliche Versuchsstation der Regierung besichtigt hatten, fuhren wir nach Hause. Alles ist glücklich, endlos sind die Erzählungen der zurückgekehrten Kinder über ihre Eindrücke, wir aber hören freudig zu und fühlen: „Dorfkinder, jüdische Dorfkinder!"

Gemeinden- u. Vereins-Echo

Jüdischer Jugendverein München. Der rührige Verein legt sein soeben erschienenes Mitteilungsblatt (Novembernummer) vor, aus dem wiederum seine vielseitige Tätigkeit ersichtlich ist. Dem Mitteilungsblatt entnehmen wir, daß am Sonntag, dem 6. November, die Delegiertentagung des Bayerischen Landesverbandes der Jüdischen Jugendvereine Deutschlands hier in München stattfindet. Anläßlich der Tagung spricht Herr Rabbiner Dr. Rülf (Bamberg) am Sonntag abend im „Bayerischen Hof" über den „Talmud als Angriffsobjekt unserer Feinde", ein Vortrag, der allgemeines Interesse finden dürfte.

Diskussionsabende und Geselligkeit haben sich — an den Dienstag- und Donnerstagabenden — im Klubheim, St.-Anna-Straße 6/0, konzentriert. Hervorgehoben sei die historische Arbeitsgemeinschaft (Mittelalterliche Geschichte der deutschen Juden), unter Leitung von Herrn Prof. Dr. Klugmann, Beginn jeweils Dienstag 21 Uhr pünktlich. Sonst wechseln Vortragsabende, musikalische Vorführungen, gesellige Unterhaltung usw. in bunter Folge. Eine Literaturgruppe, Leichtathletik- und Schwimmabteilung vervollständigen den Arbeitskreis des Jüdischen Jugendvereins.

Jüdisches Kammerorchester München. Die Proben finden künftig im Jüdischen Kindergarten (Herzog-Rudolf-Straße 3, rechts neben der Synagoge), und zwar jeden Mittwoch, abends 8 Uhr bis 11 Uhr, statt. Nächste Probe: Mittwoch, den 9. November, abends 8 Uhr. Die Leitung.

Bar Kochba München. Trainingszeiten. Jugend I: Dienstag 7.30 bis 9 Uhr. Jugend II: Dienstag 6 bis 7.30 Uhr. Samstag Treffen bei Hermann Renka, Hans-Sachs-Straße 11. Sonntag, den 6. November: Fahrt ins Isartal. Fahrkarte nach Grünwald, Treffpunkt 8.30 Uhr am Ostfriedhof (Trambahnhäusl). Mitzunehmen: Maccaroni, Butter, Eier und Sportgeräte.

Jüdischer Kulturverein J. L. Perez, München. Nach längerer Sommerpause wollen wir unsere Arbeit wieder aufnehmen. Gestützt auf die Notwendigkeit des Bestehens unseres Vereines und auf den Willen unserer alten und neuen Chawerim wollen wir unser Bestreben, allen Interessenten jüdische Literatur, Gesang und Musik systematisch zu vermitteln, fortsetzen. Unsere bisherige Arbeit und öffentlichen Abende haben unseren Verein auf ein vielerseits anerkannt hohes Niveau erhoben, das für uns weiter verpflichtend ist und das zu erhalten und zu erhöhen mit zu unserer weiteren Arbeit gehört.

Wir laden hiermit alle Interessenten des Vereines zu der am Samstag, dem 5. November 1927, Herzog-Rudolf-Straße 1/I Rückgeb., stattfindenden ersten Mitgliederversammlung höflichst ein. Beginn: 8.30 Uhr abends.

Die Vorstandschaft.

Hebräischer Sprachverein Chowewe - Iwrith, Nürnberg. Donnerstag, den 20. Oktober, sprach Herr Dr. M. Nußbaum über „Die Landflucht". Montag, den 31. Oktober, sprach Herr Fritz Fraenkel über „Die Bedeutung der Statistik für die jüdische Gesellschaft". Montag, den 7. November, findet ein Gesellschaftsspiel statt. Sämtliche Veranstaltungen finden in Neue Gasse 12 statt.

Verantwortlich für die Redaktion: Ignaz Emrich, Diplomvolkswirt, München; für den Anzeigenteil: H. W. Stöhr, München.
Druck und Verlag: B. Heller, Buchdruckerei, Herzog-Max-Straße 4, München.